

„Natürlich möchte man es auch gern im Lebenslauf stehen haben...“ – Bedeutungen des Praktikums für Studierende

Roland Bloch

Die Studienreformen im Zuge des Bologna-Prozesses sollen die Beschäftigungsfähigkeit der Studierenden verbessern. Dabei werden ungeachtet der tatsächlichen Integration in das Curriculum Anforderungen an Studierende gestellt, die Employability zu einer Frage der individuellen Verantwortung und des persönlichen Einsatzes erklären. Nach wie vor ist das Praktikum eine zentrale Strategie studentischer Qualifizierungspraxis. Auf der Grundlage von problemzentrierten Interviews mit Studierenden in traditionellen und reformierten Studiengängen an deutschen Hochschulen wird analysiert, wie die Studierenden – die Hauptbetroffenen der Studienreformen – sich selbständig neben dem Studium für den Arbeitsmarkt qualifizieren. Gezeigt wird, dass Employability nur als normative Anforderung formuliert, was schon längst Praxis der interviewten Studierenden ist: dass sie selbständig ihre Beschäftigungsfähigkeit verbessern. Zudem ist das Praktikum keine nur berufsqualifizierende Angelegenheit, sondern verschränkt sich vielmehr mit vielfältigen und unterschiedlichen Interessen. Auf diese Weise werden Grenzen der Regulierung studentischer Qualifizierungspraxis deutlich.

1 Studienziel Employability

Employability bzw. Beschäftigungsfähigkeit ist von einem zu Beginn des Bologna-Prozesses marginalen Ziel zu einer zentralen Anforderung der europäischen Studienreformen geworden. Alle Studiengänge des gestuften Studiensystems – Bachelor, Master, und auch die Promotion – sollen die Beschäftigungsfähigkeit der Studierenden verbessern. Was aber genau unter Employability zu verstehen ist, bleibt umstritten.¹

¹ So kann Employability die Chance von schwer vermittelbaren Personen, überhaupt eine Beschäftigung zu finden, meinen; es kann die Verbesserung der Chancen im Bewerbungsprozess oder das Potenzial für die eigenständige erfolgreiche Stellensuche bezeichnen; es kann für Karriereplanung, berufliche Qualifizierung, Praxiserfahrung oder Schlüsselqualifikationen stehen (Bürger/Teichler 2004: 28).

In der Arbeitsmarktforschung bezeichnet Employability ein allgemeines Konzept zur Erhöhung der Beschäftigungschancen. Employability bedeutet demnach „die Fähigkeit einer Person, auf der Grundlage ihrer fachlichen und Handlungskompetenzen, Wertschöpfungs- und Leistungsfähigkeit ihre Arbeitskraft anbieten zu können und damit in das Erwerbsleben einzutreten, ihre Arbeitsstelle zu halten oder, wenn nötig, sich eine neue Erwerbsbeschäftigung zu suchen“ (Blancke u. a. 2000: 9). Employability individualisiert somit den Beschäftigungserfolg und -misserfolg: Bewerbung, Berufseinstieg, Weiterqualifizierung und berufliche Umorientierung sind aus dieser Perspektive individuelle Verantwortlichkeiten. Diese neuen Anforderungen werden aus grundlegenden Veränderungen in der Struktur gesellschaftlicher Arbeit abgeleitet, die als Entgrenzung von Arbeits- und Betriebsverhältnissen sowie als Autonomisierung bzw. Subjektivierung von Arbeit analysiert werden (Kleemann u. a. 2003). Im Zuge dieses Wandels würden vormals beruflich ausgebildete Arbeitnehmer zu beschäftigungsfähigen „Arbeitskraftunternehmern, ...die vorwiegend als Auftragnehmer für Arbeitsleistung handeln – d. h. ihre Arbeitskraft weitgehend selbstorganisiert und selbstkontrolliert in konkrete Beiträge zum betrieblichen Ablauf überführen, für die sie kontinuierlich funktionale Verwendungen (d. h. ‚Käufer‘) suchen müssen“ (Voß/Pongratz 1998: 139f).

Arbeitskraftunternehmer sind strategisch handelnde Akteure, die ihre Arbeitskraft selbstständig und effizient managen und vermarkten (Voß 2001: 297). Das ‚Kapital‘ der Arbeitskraftunternehmer sind ihre individuellen Qualifikationsprofile, die „die Anpassung an neuere technologische Entwicklungen ermöglichen, die der Nachfrage von Märkten gerecht werden, den individuellen Stärken und Schwächen eines Erwerbstätigen Rechnung tragen, unterschiedliche Entwicklungsoptionen bieten und den Einzelnen flexibel machen“ (Blancke u. a. 2000: 43). Arbeitskraftunternehmer nutzen alltägliche Aktivitätspotentiale, soziale Netze und Kontakte zur Verbesserung ihrer Beschäftigungsfähigkeit. Die Grenzen zwischen Privatleben und Arbeit verschwimmen²; der Alltag muss flexibel zwischen diesen beiden Bereichen organisiert werden.

Im Kontext der Studienreformen formuliert Employability diese Fähigkeiten zur Selbstkontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung (vgl. Voß 2001: 296ff) als Studienziel. Vorausgesetzt wird dabei, dass die Vorbereitung auf definierbare berufliche

² „Persönliche Dispositionen wie Kreativität oder Vertrauen, die bislang eher in der Privatsphäre entfaltet werden, sind nun zunehmend auch in der Erwerbssphäre gefordert. Sie müssen verstärkt als erwerbsrelevante Kompetenzen reflektiert und kultiviert werden. Ähnlich erlangen ehemals rein berufliche Kompetenzen (z. B. Effizienz, Planung, Kostenorientierung) eine gesteigerte Bedeutung im privaten Bereich“ (Kleemann u. a. 2003: 99).

Aufgaben, nämlich die Vermittlung von Fachkompetenzen, allein nicht mehr Beschäftigung sichert. Vielmehr soll das Studium unter den Vorzeichen von Employability auf „unbestimmte berufliche Aufgaben“ (Bürger/Teichler 2004: 20) vorbereiten. Employability bezeichnet „a set of achievements – skills, understandings and personal attributes – that makes graduates more likely to gain employment and be successful in their chosen occupation, which benefits themselves, the workforce, the community and the economy“ (Yorke 2004: 7). Weil Beschäftigungserfolg wie –misserfolg vom individuellen Einsatz abhängen, garantiert Employability keine Beschäftigung, sondern erhöht lediglich die Beschäftigungschancen.³

In die neuen Studiengänge wird Employability vorrangig in Form von Schlüsselqualifikationen integriert. Studierende sollen sich künftig neben Fach- und Methodenkompetenzen auch Sozial- und Selbstkompetenzen aneignen. Darunter werden u. a. Fähigkeiten zur Selbstorganisation (Zeitmanagement, Prioritäten setzen usw.), Flexibilität (Anpassung an sich verändernde Anforderungen) sowie Beziehungs-, Team-, Kritik- und Lernfähigkeit verstanden (vgl. Chur 2005; Knauf 2003; Zaugg 2004). Einer aktuellen Bestandsaufnahme der Umsetzung des Bologna-Prozesses zufolge kann aber kaum von der systematischen Vermittlung von Schlüsselqualifikationen in den neuen Studiengängen die Rede sein: „Die Vermittlung von Kernkompetenzen beschränkt sich in erster Linie auf Fach- und Methodenkompetenzen, Präsentationsformen, EDV sowie Spracherwerb. Für die Vermittlung von Selbst- und Sozialkompetenzen sowie allgemeine, überfachliche Methodenkompetenzen in den fachwissenschaftlichen Veranstaltungen bestehen kaum Vorstellungen und Ideen. Entsprechend ist auch die in dem Bologna-Prozess geforderte Employability meist auf das Absolvieren eines Praktikums, losgelöst vom Studium, konzentriert und unterscheidet sich dadurch nicht von dem, was landläufig als Praxisbezug bezeichnet wird“ (Pletl/Schindler 2007: 36).

Das bedeutet allerdings nicht, dass das Employability-Konzept hinfällig geworden wäre. Vielmehr formuliert Employability ungeachtet der tatsächlichen Integration in das Curriculum normative Anforderungen an die Studierenden, die Beschäftigungsfähigkeit zu einer Frage der individuellen Verantwortung und des persönlichen Einsatzes erklären. Ob Studierende beschäftigungsfähig sind, entscheidet sich somit in ihrer individuellen Praxis.

³ „Employability implies something about the capacity of the graduate to function in a job, and is not to be confused with the acquisition of a job“, it is “a set of achievements which constitute a necessary but not sufficient condition for the gaining of employment“ (Yorke 2004: 6, 1).

Hinsichtlich der Verbesserung der Beschäftigungsfähigkeit spielt das Praktikum nach wie vor eine zentrale Rolle in der studentischen Qualifizierungspraxis.⁴

Im Folgenden analysiere ich, inwiefern Studierende Anforderungen an ihre Qualifizierungspraxis erfüllen. Die Untersuchung ist qualitativ-explorativ angelegt: Im Zentrum der Analyse steht die Bandbreite der Handlungen von Studierenden im Studium wie auch im Alltag, die hier in Bezug auf Strategien der Qualifizierung für den Arbeitsmarkt ausgewertet werden. Zugrunde gelegt wird dabei ein Praxisbegriff, nach dem Akteure Handlungsräume unterschiedlich nutzen und Anforderungen reproduzieren, modifizieren, ignorieren und unterlaufen (vgl. Lüdtke 1991; 1994). Die empirische Grundlage sind elf problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 1995; 2000), die ich mit Studierenden zu ihrem Studienverlauf geführt habe. Das problemzentrierte Interview begreift die Interviewpartner als Experten ihrer Orientierungen und Handlungen und bezieht diese zugleich auf eine gesellschaftliche relevante Problemstellung. Die im Diskurs über Studienreformen virulenten normativen Anforderungen an studentische Praxis fließen als ‚objektive Rahmenbedingungen‘ sowohl in die Konstruktion des Leitfadens als auch in das Interviewgespräch mit ein.⁵ Gefragt wird also danach, wie die Studierenden – die Hauptbetroffenen der Studienreformen – sich selbständig neben dem Studium für den Arbeitsmarkt qualifizieren. Wie beziehen die interviewten Studierenden Praktikum und Studium aufeinander? Inwiefern und auf welche Weise erfüllen sie Anforderungen des Arbeitsmarktes? Welchen Wert bzw. welchen Nutzen haben Praktika für die interviewten Studierenden? Aufgrund welcher Motivationen absolvieren die interviewten Studierenden Praktika?

Die Auswahl der Interviewpartner orientierte sich nicht an statistischer Repräsentativität. Vielmehr wurden zwei Untersuchungsgruppen theoriegeleitet bestimmt. Vorrangiges Auswahlkriterium war, ob die Studierenden in einem Reformsetting studieren oder nicht.

⁴ Laut dem aktuellen Studierendensurvey sehen 63% der befragten Studierenden „*Arbeitserfahrungen neben dem Studium*“ als nützlich für ihre beruflichen Chancen (Bargel u.a. 2005: 14). Hier geht es also nicht um die mit dem Label ‚Generation Praktikum‘ bezeichnete Situation von Hochschulabsolventen, sondern um Praktika während des Studiums.

⁵ „Die Problemzentrierung kennzeichnet die Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung und charakterisiert die Organisation des Erkenntnis- oder Lernprozesses (Vorinterpretation): Der Interviewer nutzt die vorgängige Kenntnisnahme von objektiven Rahmenbedingungen der untersuchten Orientierungen und Handlungen, um die Explikationen der Interviewten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen. Parallel zur Produktion von breitem und differenziertem Datenmaterial arbeitet der Interviewer schon an der Interpretation der subjektiven Sichtweise der befragten Individuen und spitzt die Kommunikation immer präziser auf das Forschungsproblem zu“ (Witzel 2000: [4]).

Aus der Perspektive der überfachlichen Studienreformen des Bologna-Prozesses müssten Studierende, die noch unter traditionellen Bedingungen studieren, in ihrer Praxis mit jenen Problemen konfrontiert werden, die Studienreformen lösen sollen. Unter Reformbedingungen hingegen müssten diese Probleme überwunden sein.

Um diese Bandbreite der studentischen Praxis in den Blick zu bekommen, wurden zwei Gruppen von Studierenden konstruiert, die sich anhand ‚extremer‘ Merkmale voneinander unterscheiden. Interviewt wurden auf der einen Seite Studierende an öffentlichen Universitäten in traditionellen Studiengängen, deren Studium von Freiräumen gekennzeichnet und nicht direkt berufsbezogen ist, sondern sich eher an akademischer Freiheit im Humboldtschen Sinne orientiert, und die unter den Bedingungen der ‚Massenuniversität‘ studieren.⁶ Auf der anderen Seite wurden Studierende an zwei kleinen privaten Hochschulen, der European Business School (EBS) und der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung (WHU) interviewt. An diesen beiden Hochschulen ist das Studium praxisorientiert, karrierebezogen, gebührenpflichtig und straff organisiert; Reformmaßnahmen wurden bereits weitgehend umgesetzt.⁷

2 Bedeutungen des Praktikums

Formal existieren zwei Modelle des Praktikums während des Studiums: erstens das Pflichtpraktikum, das in den Studienverlauf integriert ist und für das in der Studienordnung Kriterien festgelegt sind, z. B. für pädagogische oder medizinische Praktika (Famulatur); zweitens das freiwillige Praktikum, für das es „alleine der Verantwortung und Eigenmotivation der Studierenden überlassen [ist], ob, zu welchem Zeitpunkt innerhalb des Studiums, wo und wie lange sie Praktika absolvieren. Praktika in dieser Variante sind also rein fakultative Studienelemente und demnach einer völlig individuellen, von jeglichen universitären Vorgaben freien und unabhängigen Gestaltung überlassen“ (Egloff 2002: 221). Doch auch das Pflichtpraktikum erfordert maßgebliche Eigeninitiative der Studierenden, bleibt es doch „trotz der rigide wirkenden universitären Bestimmungen

⁶ Es handelt sich um Studierende der Sozialwissenschaften (Diplom), Politikwissenschaft (Diplom und Magister Hauptfach) und BWL (Diplom), die an der Universität Leipzig, der Humboldt-Universität Berlin und der Technischen Universität Berlin eingeschrieben sind.

⁷ Dabei handelt es sich sowohl um Bachelor- (General Management) als auch um Diplomstudierende (BWL); auch in den vierjährigen, jetzt auslaufenden Diplomstudiengängen an der EBS und der WHU sind Reformmaßnahmen wie Modularisierung und Kreditpunkte bereits implementiert. Im Text wird die jeweilige Semesterzahl und Hochschule der interviewten Studierenden angegeben.

zum Praktikum, die den Eindruck entstehen lassen, dass daraus auch nur ein bestimmtes, institutionell sanktioniertes Praktikum folgen kann, alleine den Studierenden überlassen, die Vorgaben umzusetzen, also selbstorganisiert den Übergang vom Studium in das Praktikum zu vollziehen" (ebd.: 223). Die formale Organisation des Praktikums führt somit nicht unbedingt zu unterschiedlichen Konsequenzen für die studentische Praxis: Beide Varianten – freiwilliges und Pflichtpraktikum – erfordern Studierende, die das Praktikum aus eigener Motivation selbständig organisieren.

2.1 Studium versus Praxis

Eine verbreitete Vorstellung ist, dass das Praktikum im Gegensatz zum theoretischen Studium Praxiserfahrung vermittelt. – Frage: *„Wenn Du jetzt an Deine berufliche Zukunft denkst: worauf kommt es neben dem Studium noch an, was muss man noch zusätzlich zu dem Studium machen?“* – Johannes: *„Es sind Praktika, die wichtig sind. Da man da seine praktischen Erfahrungen sammelt. Also das ist immer ein himmelweiter Unterschied, was man im Studium macht und was man in der Praxis macht. Und dass man, also allein schon von der Tätigkeit, dass man einfach mal in einem Unternehmen war, dass man sieht, wie es da abläuft und worauf man achten muss. Das sind schon Erfahrungen, die man glaube ich so im Studium nicht vermittelt bekommen kann“* (Johannes, EBS, 8. Semester).

Das Fachstudium qualifiziert aus Johannes Perspektive nicht ausreichend für berufliche Tätigkeiten – eine Aussage, die im Zentrum des Employability-Konzepts steht. Ausgehend von dieser Annahme habe das Praktikum somit die Funktion, den „himmelweiten Unterschied“ zwischen Studium und beruflicher Praxis auszugleichen. Dass das Studium keine Praxiserfahrung vermitteln würde und daher Praktika notwendig seien, ist nicht selbstverständlich – schließlich bilden die Universitäten Ärzte, Lehrer, Anwälte oder Ingenieure für den praktischen Einsatz aus (Lenhardt 2005: 56).

An den untersuchten Privathochschulen sind Praktika verpflichtend und fest in den Studienplan integriert. In den dreijährigen Bachelorprogrammen der European Business School (EBS) müssen die Studierenden mindestens 20 Wochen studienbegleitende Praktika absolvieren, an der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung (WHU) sind es mindestens 24 Wochen. Besonders an der EBS ist das Selbstbild als Business School eng mit einem deutlich praxisorientierten Studium verbunden. Neben studienbegleitenden Praktika soll dies durch Praktiker in der Lehre, Fall- sowie Feldstudien und

Praxisarbeiten erreicht werden.⁸ Dennoch scheint für Johannes Praxisorientierung vorrangig eine Frage der Praktika zu sein. Dort eignet er sich Erfahrungen an, die er „so im Studium nicht vermittelt bekommen kann.“ Selbst an der EBS, die ja keine Voll-Universität im Humboldtschen Sinne ist, sondern als Business School vorrangig für die berufliche Praxis ausbildet, sind in der Wahrnehmung von Studierenden theoretisches Studium und berufliche Praxis voneinander getrennt.

Studierende, die Praktika absolvieren, unterlaufen die traditionelle Vorstellung, das Hochschulstudium qualifiziere hinreichend für die berufliche Praxis. Praktika sollen Qualifikationsdefizite kompensieren, die sich aus der Trennung zwischen theoretischem Studium und Praxiserfahrung ergeben würden. Zugleich verschärfen Praktika diese Trennung. Eine Untersuchung Dortmunder Pädagogik- und Maschinenbau-Studierender zeigt, dass Studierende unabhängig davon, ob Praktika in den Studienplan integriert sind, Studium und Praktikum strikt voneinander trennen (Brendel/Metz-Göckel 2001: 155). Einer Studie zum Praktikumsverhalten Hamburger Politikstudierender zufolge sehen die Befragten kaum Auswirkungen der von ihnen absolvierten Praktika auf ihr Studium, so dass „offenkundig Praxis (im Sinne von beruflicher Arbeit) und Theorie (im Sinne von Studieren) überhaupt nicht als (mögliche) Einheit gesehen [wird]“ (Butz 1999: 232).

„Von meiner Praktikumserfahrung bisher muss ich sagen, dass das auch wirklich zu stimmen scheint mit der Arbeitserfahrung, dass das relativ hoch angesiedelt ist. Weil ich bisher bei sämtlichen Vorstellungsgesprächen immer gefragt wurde, wie und wann das Praktikum war, was haben Sie da gemacht. Dass halt wahnsinnig viel Wert darauf gelegt wurde. Ich wurde kein theoretisches Wissen gefragt. Wenn ich welches hatte, dann musste ich da halt zeigen, dass ich das auch angewendet hab im letzten Praktikum. Dass ich verstanden habe, was ich gemacht habe, und dass ich viel gemacht hab und dass ich allein gearbeitet hab und dass ich da wirklich was daraus mitgenommen hab. Das war für die meistens wichtig, für die ganzen Personaler. Also würde ich sagen, dass das wirklich, wirklich eine Ries Rolle spielt, was man da so gemacht, was man einfach so schon an Erfahrung, an Berufserfahrung auch hat. Weniger die Theorie.“ (Ulrike, EBS, 4. Semester). Die Trennung zwischen Studium und Praxis wird demnach dadurch verstärkt, dass die Unternehmen wesentlich mehr Wert auf Praxiserfahrung als auf theoretisches Wissen legen würden. Praktika können für Unternehmen den Nachweis von Praxiserfahrung bedeuten – ein Nachweis, den Studierende allein durch ihr Studium nicht erbringen würden.

⁸ Profil der EBS; <http://www.EBS.de/index.php?id=561> (Zugriff: 10.1.07)

2.2 Das Praktikum als Strategie der beruflichen Qualifizierung

Praktika sind also eine Strategie von Studierenden, um Anforderungen des Arbeitsmarktes zu erfüllen. Zwar reicht in der Wahrnehmung der interviewten Studierenden das Studium allein dafür nicht, aber welche Anforderungen Unternehmen genau stellen, bleibt undurchsichtig. Praxiserfahrung ist ein unscharfer Begriff und kann jegliche Form von Aktivität bedeuten. Auch gibt es zur Einschätzung von Praktika keine Maßstäbe wie z. B. Noten für Studienleistungen.

Für die Studierenden der EBS und der WHU ist das Prestige des Unternehmens ein Kriterium für die Attraktivität des Praktikums. Wer wo ein Praktikum absolviert, spielt eine wichtige Rolle. So nennen diese Studierenden in den Interviews detailliert die einzelnen Firmen, bei denen sie ihre Praktika absolviert haben. Die genannten Unternehmen lesen sich wie das Who is Who der Finanzwelt: McKinsey, Goldman-Sachs, Procter & Gamble, Merrill Lynch, Deutsche Bank, Crédit Suisse usw. Das Prestige des Unternehmens zeigt die Wertigkeit des Praktikums für die eigene Karriere an, das auf diese Weise strikt vom Studium getrennt wird.

Für die interviewten Studierenden an öffentlichen Universitäten hingegen sind die Anforderungen des Arbeitsmarktes generell undurchsichtig, so dass es auf die Initiative der Studierenden ankomme, wie sie diese Anforderungen erfüllen. – Frage: *„Was muss man denn zusätzlich zu dem Studium noch machen?“* – Melanie: *„Naja es gibt natürlich Punkte, die muss man erfüllen, aber in welche Richtung das geht, das bleibt ja den Studierenden selbst überlassen. Also ich denke schon, dass es wichtig ist, als Geisteswissenschaftler einige Praktika zu machen und vielleicht eine Sprache mehr als nur Englisch zu sprechen. Und sicherlich ist es auch wichtig, sich vielleicht für irgendwas zu engagieren. Also in die Richtung bürgerschaftliches Engagement, sich irgendwo nützlich zu machen“* (Melanie, Universität Leipzig, 10. Semester). Melanie hat eher vage und allgemeine Vermutungen: einige Praktika, mehr Fremdsprachen als Englisch, Engagement. Was genau zu Unternehmen ist, um die beruflichen Chancen zu verbessern, bleibt für Melanie „den Studierenden selbst überlassen“. Das heißt aber auch, dass unsicher ist, ob die eigenen Qualifizierungsanstrengungen wie Praktika tatsächlich die Beschäftigungschancen erhöhen, wie es das Employability-Konzept verspricht.

Frage: *„Wenn Du an Deine berufliche Zukunft denkst: worauf kommt es jetzt schon während des Studiums an?“* – Anne: *„Also ich glaube, jemand, der nie in seinem Leben ein Praktikum gemacht hat, nicht im Ausland war, sondern einfach sein Studium runter gerissen hat,*

ohne dass man irgendwas erkennen kann an dem Studium, das ist bestimmt nicht so die beste Ausgangsvoraussetzung. Aber auf der anderen Seite, also, keine Ahnung, es gibt einfach auch zig Leute, die zig Sprachen sprechen und zig Praktika gemacht haben und, also das ist wieder genauso Glücksache, ob es jetzt wirklich darauf ankommt, dass man sagt, oh Sie haben das Praktikum gemacht, das ist ja toll und genau das wollen wir'. Also ich denke, natürlich ist es sinnvoll, so was zu machen, also weil natürlich die Möglichkeit dann höher ist, dass man damit Glück hat, aber so was ist letztendlich Glück.“ (Anne, Humboldt-Universität Berlin, 11. Semester). Praktika sind aus Annes Sicht hilfreich, garantieren aber nicht den Beschäftigungserfolg. Der Arbeitsmarkt sei von starker Konkurrenz geprägt, was dessen Unberechenbarkeit verschärfe. Ihre Wahrnehmung der Situation entspricht den diskursiven Vorgaben: Studierende müssen sich zusätzlich zum Studium qualifizieren, sind selbst für ihre Qualifikationsanstrengungen verantwortlich und konkurrieren miteinander um Beschäftigung. Nach dem Employability-Konzept müsste Anne nun versuchen, sich durch zusätzliche Qualifikationsanstrengungen von ihren Konkurrenten zu unterscheiden. Der Erfolg ihrer Bemühungen ist für sie aber zweifelhaft; Beschäftigungsfähigkeit ist aus Annes Perspektive kein entscheidendes Kriterium für den Beschäftigungserfolg.

Dennoch scheint es keine Alternative zur selbständigen Qualifizierungspraxis zu geben – die interviewten Studierenden sehen sich selbst in der Verantwortung, sich zusätzlich zum Studium zu qualifizieren. Hierfür müssen die Studierenden Anforderungen des Arbeitsmarktes antizipieren. Auf diese Weise tragen sie zu jener Unberechenbarkeit des Arbeitsmarktes bei, der sie durch zusätzliche Qualifikationsanstrengungen versuchen zu entkommen.

2.3 Der Lebenslauf: Distinktion und Selbstmarketing

Dokumentiert werden diese Qualifikationsanstrengungen im Lebenslauf: *„Also ich glaube, es [das Praktikum, R. B.] ist echt eine Mischung aus vielem. Also auf der einen Seite, klar, macht man das auch, um zu gucken, und man lernt da ja auch andere Sachen kennen und das ist ja auch schon interessant, finde ich. Auf der anderen Seite, natürlich möchte man es auch gern im Lebenslauf stehen haben, weil irgendwie rechnet man damit, dass die Leute sich das mal angucken. Und man merkt es ja auch, wenn man sich an der Uni mal um eine Hilfskraftstelle bewirbt: ‚Ach Sie haben das und das gemacht, das ist ja interessant‘ und so. Keine Ahnung. Also es ist schon beides.“* (Anne, Humboldt-Universität Berlin, 11. Semester). Praktika können aus dieser Perspektive die entscheidende ‚Zeile im Lebenslauf‘ sein. Dieser Lebenslauf dient nicht nur der Dokumentation von Praxiserfahrung, sondern auch der

Distinktion von den Konkurrenten. Er ist für Anne ein Instrument des Selbstmarketing. Sie antizipiert, dass Dozenten auf Praktika im Lebenslauf achten würden. Mit dem Lebenslauf will sie Interesse an ihren Aktivitäten wecken und sich von ihren Konkurrenten unterscheiden. Wenn Praktika auch mit Blick auf den Lebenslauf absolviert werden, dann tragen Studierende zu der Konkurrenz bei, der sie sich gegenüber sehen – der Lebenslauf wird zum Wettbewerbsvorteil (oder -nachteil) gegenüber den Konkurrenten.

Beschäftigungsfähigkeit, die per Lebenslauf vermarktet wird, erschöpft sich aber nicht im Absolvieren von Praktika. Vielmehr soll der Lebenslauf Auskunft über die Persönlichkeit des Bewerbers geben. – Frage: *„Wenn Du jetzt an Deine berufliche Zukunft denkst: worauf kommt es neben dem Studium noch an, was muss man noch zusätzlich zu dem Studium machen?“* – Johannes: *„Also Praktika sind ganz wichtig, wenn man sich auch so diese Stellenausschreibungen oder Anforderungsprofile anguckt, da steht dann immer, also Internationalität, also Auslandserfahrungen, Praktika, und dann, ja diese buzzwords, Verantwortungsbewusstsein, soziales Engagement, solche Sachen. Da wird eigentlich schon mal nachgefragt bei den Gesprächen, was man halt neben der Uni gemacht hat. Was ich persönlich auch wichtig finde, also wenn man nur ein Fachidiot ist, ich glaube, das bringt einen auch nicht so viel weiter. Dass man irgendwie mal was anderes gesehen hat. Und, wie gesagt, das ist halt so ein bisschen, was hier ein bisschen fehlt. Dass man auch mal über BWL hinaus denkt“* (Johannes, EBS, 8. Semester). Johannes' Einschätzung ist ambivalent: Einerseits spricht er von Anforderungen nach Verantwortungsbewusstsein und sozialem Engagement als „buzzwords“ – Anforderungen, die immer genannt werden, aber deren genaue Bedeutung unklar ist.⁹ Andererseits steht er diesen Anforderungen positiv gegenüber: Wer sie erfüllt, zeige damit, „dass man irgendwie mal was anderes gesehen hat“ und kein „Fachidiot“ sei. Auch hier spielt die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis eine Rolle. Praxis meint hier ‚Horizontenerweiterung‘, „dass man auch mal über BWL hinaus denkt“. Diese Erfahrungen werden für Johannes weder im Studium noch im Praktikum vermittelt, sondern durch extracurriculare Aktivitäten nachgewiesen.

Um Anforderungen der Unternehmen an die Persönlichkeit zu erfüllen, sind an der EBS nicht nur Praktika, sondern auch soziales Engagement verpflichtend. Alle Studierenden müssen sich während ihres ersten Studienjahres in mindestens zwei studentischen Ressorts, wie studentische Initiativen an der EBS genannt werden, engagieren. Die Ressorts reichen von einer studentischen Unternehmensberatung über ein Marketing- und ein

⁹ buzzword: „a word or phrase, especially related to a specialized subject, which is thought to express something important but is often hard to understand“ (Longman 1987).

Cafeteria-Ressort bis zu einer Menschenrechtsgruppe und einem Sozial-Ressort. Dieses verpflichtende Engagement soll die Persönlichkeitsentwicklung der Studierenden fördern, heißt es im Profil der EBS.¹⁰ Die verpflichtenden Ressorttätigkeiten decken quasi das für den Lebenslauf erforderliche soziale Engagement ab.

Weil aber prinzipiell offen ist, welche Aktivitäten die Unternehmen genau verlangen, sind die Studierenden gefordert, selbst bestimmte Aktivitäten hervorzuheben. Darin liegt die Marketingfunktion des Lebenslaufs. Hierfür müssen sie die Perspektive des Unternehmens einnehmen und antizipieren, welche Aktivitäten gefragt sein könnten.¹¹ Was also stellen die Studierenden an sich heraus, wenn sie sich selbst vermarkten? – Frage: *„Was würdest Du denn jetzt in Deinen Lebenslauf reinschreiben, wenn du dich bewerben müsstest?“* – Lisa: *„Natürlich würde ich auch auf die anderen Sachen eingehen. Also ich würde es schon benennen, was ich gemacht habe. Das Courage-Projekt und so weiter. ‚G 50‘ und die Förderschule passen dann weniger rein. Aber kommt drauf an. Je nachdem, wenn ich jetzt so im Jugendbildungsbereich, dann passt das wieder, wahrscheinlich passt man das dann jeweils an, die Bewerbungsdaten. Es ist eben eine sehr bunte Mischung. Es ist nicht unbedingt sehr auf eine Richtung, glaube ich, die Dinge, die ich gemacht hab, kann man nicht irgendwie in einen Topf schmeißen. Das ist sehr, ja sehr vielfältig“* (Lisa, Universität Leipzig, 12. Semester). Lisa hat sich während ihres Studiums vielfältig engagiert: in der Theatergruppe, der Förderschule, einem Anti-Rassismus-Projekt, der Fachschaft und der Hochschulpolitik. Auch dieses soziale und politische Engagement, so Lisas Annahme, würde für Unternehmen oder Einrichtungen von Interesse sein. Tatsächlich ist es weitgehender Konsens, dass Schlüsselqualifikationen auch durch soziales Engagement vermittelt werden. Darunter fallen aber ganz unterschiedliche Aktivitäten, wie es auch bei Lisa der Fall ist. Die Studierenden sind somit einerseits in der Situation, die genauen Anforderungen nicht zu kennen und antizipieren zu müssen. Andererseits konstruieren sie selbst ihren Lebenslauf und können diesen je nach Bewerbung anpassen, aber auch nach ihren eigenen Interessen gestalten.

¹⁰ So das Profil der EBS: „Was man in Vorlesungen nicht lernen kann, fordern und fördern die vielfältigen Aktivitäten der EBS-Studenten in den zahlreichen Initiativen: Verantwortung, Eigeninitiative, Kreativität, Organisationstalent und nicht zuletzt die Fähigkeit zur Teamarbeit“ (<http://www.EBS.de/index.php?id=563>, Zugriff: 10.1.07).

¹¹ „Employers look for ‚a degree, plus extras‘ in new graduate recruits. From the graduate's perspective, another ability comes to the fore – the ability to represent their achievement in a way that meshes with what the particular employer is seeking“ (Yorke 2006: 5).

Frage: „Jetzt hast Du von Deinem ehrenamtlichen Engagement erzählt. Siehst du da Bezüge zu deiner beruflichen Zukunft?“ – Lisa: „Ja, also dieses ehrenamtliche Engagement hatte nie einen Impetus von ‚das könnte mir einmal nützlich sein‘. Nie ist vielleicht zu stark, aber es war überhaupt nicht die Priorität dabei. Ich habe halt in dem Sinne keine Praktika gemacht, in einer Firma oder so. Oder beim großen Institut. Ich hab dann ein Praktikum bei der Böll-Stiftung gemacht, aber da ging's mir auch sehr stark um die Inhalte, und auch weil ich die Leute kannte und so weiter. Aber das war dann sozusagen das erste Praktikum, was man dann auch abrechnen konnte für das Studium, für den Plan, für die Prüfungsordnung. Aber da habe ich sehr stark das Gefühl, dass mir da noch ein paar Dinge fehlen einfach. Also was heißt fehlen? Aber dass ich vielleicht doch noch hätte ein richtiges Praktikum oder wenigstens noch mal ein institutionelles Praktikum machen sollen.“ (Lisa, Universität Leipzig, 12. Semester). Lisa lehnt karrierebezogene Motive für soziales Engagement ab. Das gilt auch für ihr Praktikum bei der Heinrich-Böll-Stiftung, das sie zwar für ihr Studium „abrechnen“ konnte, aber das dennoch nicht ihrer beruflichen Qualifizierung diene, wie sie betont. Lisa steht vor einem Dilemma: Sie hat zwar unglaublich viel ‚neben dem Studium‘ gemacht, aber in ihrer Wahrnehmung eben kein „richtiges Praktikum“ – eines, von dem sie annimmt, dass es von Unternehmen oder Einrichtungen anerkannt würde.

Frage: „Was ist das denn, was Dir jetzt fehlt?“ – Lisa: „Na wirklich streng so diese typischen Sachen. Öffentlichkeitsarbeit, aber das habe ich eigentlich auch ständig gemacht, das stimmt. Vielleicht habe ich es einfach nicht so in dieser Form gemacht, wie es eben immer auch in Biographien und Lebensläufen steht“ (Lisa, Universität Leipzig, 12. Semester). Für Lisa sind somit weniger undurchsichtige Anforderungen als die fragliche Anerkennung ihrer Aktivitäten durch Personalchefs Quelle von Unsicherheit. Bei ihrer Selbstdarstellung im Lebenslauf sind die Studierenden mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Ob der

Lebenslauf den Ansprüchen der Unternehmen genügt, ist unsicher. Häufig misslingt die Kommunikation per Lebenslauf.¹²

Pflichtpraktika könnten Studierende durch verbindliche Regelungen entlasten „in dem Sinne, als sie eine Orientierungshilfe bieten und gleichzeitig von einer Verantwortung befreien: Folgt man den Bestimmungen, sind beispielsweise Überlegungen zur Legitimität des Praktikums (genügt es pädagogischen oder medizinischen Kriterien?) nicht mehr erforderlich. Die Praktikumsvorgabe wäre eine der wenigen Gewissheiten in einem ansonsten von Ungewissheit geprägten Studium“ (Egloff 2002: 261). Fraglich ist allerdings, ob sich durch formale oder fachwissenschaftliche Kriterien die berufliche Anerkennung außerhalb der Hochschulen sichern lässt. Auch müssen verbindliche Regelungen nicht für alle Studierenden entlastend wirken, sondern können genauso belastend sein, etwa wenn sie als Beschränkung individueller Möglichkeiten wahrgenommen werden.

Was als nützlich für die eigene Karriere gilt, erfahren die Studierenden ebenso von ihren Kommilitonen. An der EBS und der WHU spielen die Namen der Unternehmen eine wichtige Rolle (siehe oben). Aber auch an den öffentlichen Universitäten wird über die Karriere geredet: *„Ich habe so das Gefühl, vielleicht ist in Berlin generell so das Bewusstsein dafür größer, weil es hier erst mal mehr Möglichkeiten gibt, also generell Praktika und so was zu machen, Jobs zu machen, also außerhalb der Uni auch. Und dadurch, dass man das*

¹² So ist es ist kaum der Fall, dass eine Bewerbung ausreicht, um tatsächlich einen Praktikumsplatz zu bekommen. Vielmehr erfahren Studierende schon während des Bewerbungsprozesses Misserfolge, weil Ablehnungen häufiger sind als Einladungen zum Vorstellungsgespräch, wie ein Praxisbericht aus der studentischen Zeitschrift „Unaufgefördert“ (Humboldt-Universität Berlin) verdeutlicht: *„Der Anfang ist vermutlich immer gleich. Man feilt stundenlang an Bewerbungsschreiben, sucht das beste Layout für seinen Lebenslauf aus, sitzt so lange im Fotoautomaten bis der ein anständiges Foto ausspuckt, und gibt Unmengen an Geld für DIN-A4-Umschläge und Briefmarken aus. Und dann wartet man. Manchmal Tage, manchmal Wochen. Bei den Antworten, die ich auf meine Bewerbungen für ein Praktikum erhalten habe, konnte ich schnell das Prinzip erkennen. Großer Umschlag im Briefkasten: schlechtes Zeichen mit folgendem Wortklang: ‚Leider konnten wir Ihre Bewerbung nicht berücksichtigen... zu unserer Entlastung schicken wir Ihnen Ihre Unterlagen zurück.‘ Anruf oder kleiner Umschlag: gutes Zeichen und vielversprechend: ‚Wir würden Sie gern zu einem Vorstellungsgespräch einladen...‘. Um es kurz zu machen: Bei mir landeten ziemlich viele große Umschläge. Manchmal habe ich sie dann auch ein paar Tage liegen gelassen und nicht geöffnet, um die Enttäuschung vor mir herzuschieben. Doch ich hatte nichts anderes erwartet. Ich wollte ein journalistisches Praktikum, hatte aber keinerlei praktische Erfahrung, war Studienanfängerin und hatte nichts weiter vorzuweisen als einen Lebenslauf mit klaffender Leere nach dem Abitur“ (Anna Niederhut: Erste Aufnahmeprüfung. Wird man beim Praktikum nur ausgebeutet? Wir haben andere Erfahrungen gemacht. Ein Erfahrungsbericht. In: Unaufgefördert, Mai 2005, S. 24).*

so mitkriegt, der und der macht das und das, entsteht halt immer so das Gefühl, musst du auch machen. Auf jeden Fall. Das kommt halt immer mal so raus. Also das ist auch so ein bisschen, keiner möchte natürlich damit angeben, dass er schon da und da und da war, aber ich hatte neulich ein Seminar, da gings um Demokratieförderung, und da hieß es so: ‚Ja wer war denn mal beim BMZ?‘ – ‚Ja‘ – ‚Und wer hat denn mal beim Deutschen Entwicklungsdienst ein Praktikum gemacht?‘ – ‚Ja‘ – ‚Und als ich neulich in Senegal war, als ich neulich in Palästina war, als ich neulich keine Ahnung wo war‘. Da sitzt man da nur noch und denkt sich: ‚Ja gut, also gut zu wissen, was man vielleicht können müsste‘“ (Anne, Humboldt-Universität Berlin, 11. Semester).

Einerseits erfährt Anne von ihren Kommilitonen, wie viele Möglichkeiten es für Aktivitäten und Engagement in Berlin gibt. Andererseits bedeuten diese Möglichkeiten für sie auch Konkurrenz: Es gibt nicht nur einen großen Handlungsraum, sondern dieser wird auch von anderen Studierenden genutzt, wodurch sie selbst in Zugzwang gerät. Deswegen ist die Integration von Praktika und Engagement in den Lebenslauf für Studierende ambivalent: Mehr Möglichkeiten bedeuten auch mehr Zwänge in Form verschärfter Konkurrenz und erhöhten Risikos. Studierende integrieren Aktivitäten und Engagement in den Lebenslauf, um sich von ihren Kommilitonen zu unterscheiden, die auf diese Weise zu Konkurrenten werden. In diesem Wettbewerb bleibt unsicher, welche Aktivitäten genau verlangt werden.

2.4 Der Wert des Praktikums

Zwar ist das Praktikum besonders für die interviewten Studierenden der EBS und der WHU eine eindeutig karrierebezogene Strategie, aber auch für sie erschöpft sich der Wert des Praktikums nicht im Vermarktungspotential für den Lebenslauf oder für Bewerbungsgespräche. – Frage: *„Wenn Du auf Deine zwei Jahre Studium zurückblickst, gab es irgendwelche Einschnitte in Deinem Studium?“* – Christian: *„Also, prägend war für mich in der letzten Zeit, dass ich bemerkt hab, wie viel eigentlich hängen geblieben ist. Also man denkt ja immer, gerade wenn man in Klausurenphasen so viel lernen muss, dass da eigentlich wenig hängen bleibt. Aber als ich jetzt beim Bewerbungsgespräch war, ich wurde in München eingeladen und, natürlich, ich war darauf vorbereitet, aber da kamen auch so Fragen links und rechts von dem und ich hatte echt gemerkt, dass obwohl Noten nicht so gut sind, viel hängen geblieben ist. Muss man so, ja einschneidendes Erlebnis, und außerdem, auch bei dem Gespräch in München, dass die sagten, sie hätten zum ersten Mal einen eingeladen, der im vierten Semester wär. Normal würden sie ja jemanden einladen, der deutlich später im Studium ist“* (Christian, EBS, 4. Semester). Für Christian bedeutet das Praktikum

Anerkennung. Die Einladung zum Bewerbungsgespräch für das Praktikum, obwohl er die formalen Kriterien (Semesterzahl) nicht erfüllt, erfährt er als positives Feedback des Unternehmens. Dass „viel hängen geblieben ist“, was sich im praktischen Einsatz (Bewerbungsgespräch) bewährt, bestätigt Christian zudem den Nutzen seines Studiums. Die Anerkennung durch das Unternehmen kompensiert dabei die akademische Anerkennung; „obwohl die Noten nicht so gut sind“, fühlt sich Christian den Anforderungen des Bewerbungsgesprächs gewachsen.

Auch für Johannes bedeutet das Praktikum Anerkennung durch die Unternehmen. – Frage: *„Gab's denn auch Erfolgserlebnisse, so ganz allgemein jetzt?“* – Johannes: *„Ja, klar, was halt immer noch hier schwierig ist, also man muss immer Praktika machen. Das war so die erste große Hürde, also das erste Praktikum zu finden. So nach dem ersten Semester, da stellen einen viele Firmen auch nicht ein, klar, weil man noch nicht viel kann“* (Johannes, EBS, 8. Semester). Während Christian erst im Nachhinein erfahren hat, dass er aufgrund seiner geringen Semesterzahl eigentlich nicht eingeladen worden wäre, besteht für Johannes von vornherein die Herausforderung, *trotz* seiner geringen Semesterzahl ein Praktikum zu finden. Die Praktikumszusage ist für ihn ein Erfolgserlebnis. Nicht das Praktikum selbst ist für Johannes „die erste große Hürde“, sondern der Zugang.¹³ In beiden Fällen verteilt das Unternehmen Anerkennung: Christian wird zum Gespräch eingeladen und Johannes bekommt den Praktikumsplatz.

Eine weitere Form der Anerkennung durch Unternehmen ist die Vergütung des Praktikums: *„Wobei es natürlich solche Praktika gibt, wo man mehr verdient als, ja quasi das Fünffache des Durchschnittseinkommens des Deutschen. Und man kriegt für drei Monate quasi ja eine Menge Geld. Dann fragt man sich, ja, dann findet man das schon gut. Also das muss man schon sagen, das ist eine schöne Bestätigung von außen von Leuten, die es eben nicht machen müssen. Die haben nicht nötig, es sind genug sehr gute BWL-Studenten in Deutschland“* (Markus, WHU, 6. Semester). Markus sieht die nach seinem Eindruck hohe materielle Vergütung für Praktika, die allerdings normal für Studierende der WHU sei, als materielle Anerkennung durch die Unternehmen. Er fühlt sich nicht durch die Höhe der Vergütung an sich bestätigt, sondern im Vergleich zur ‚normalen‘, deutlich geringeren Vergütung für Praktika. Diese Form der Anerkennung entfällt in der Regel für die Studierenden an öffentlichen Universitäten. Laut einer HISBUS-Umfrage handelt es sich bei der

¹³ Diese Herausforderung kann sich in verschärfter Form für Bachelorstudierende stellen. Umfragen unter Bachelorabsolventen zeigen, dass das größte Problem bei der Stellensuche die mangelnde Bekanntheit des Bachelorabschlusses darstellt (Minks/Briedis 2004).

Vergütung von studentischen Praktika „eher um Anerkennungsprämien als um eine Bezahlung für Arbeitsleistungen“ (Krawietz u. a. 2006: 5). 83 % der befragten Praktikanten gaben an, weniger als einen Euro pro Stunde zu verdienen, 11 % lagen zwischen einem und zwei Euro und nur ein % erhielten mehr als drei Euro ‚Stundenlohn‘.

Anerkennung durch Unternehmen und Distinktion beziehen das Praktikum auf die berufliche Karriere. Die Bedeutung des Praktikums geht aber über diese Beziehung hinaus. Die interviewten Studierenden sammeln vielfältige Erfahrungen im Praktikum und ziehen ganz unterschiedliche Konsequenzen daraus – sie eignen sich das Praktikum in je individueller Weise an. Diese Aneignung kann einfache Entgegensetzungen wie jene zwischen theoretischem Studium und beruflicher Praxis unterlaufen.

Frage: „*Warum hast Du dieses Praktikum [bei einer deutschsprachigen Zeitung in Spanien, R. B.] ausgewählt?*“ – Melanie: „*Also ich habe das gemacht, weil ich das sehr interessant fand, auch für mein Studium Interkulturelle Kommunikation, weil ich ja Zielkultur Spanien gewählt habe. Ich wollte einfach mal gucken, wie lässt sich das umsetzen, was ich da mache. Wo kann man da vielleicht reinrutschen. Und das wäre schon eine Arbeit, die mich dahingehend sehr interessieren würde. Weil du eben jeden Tag in diesem Spannungsverhältnis stehst: Du schreibst für deutsche Leser, aber in Spanien. Du hast den ganzen Tag nur mit Spaniern zu tun, um irgendwas herauszufinden, um Recherche zu betreiben. Und dann musst du das wieder interessant für Deutsche machen. Also dieses Wechselverhältnis einfach. Und auch gleichzeitig noch dieses Klischee, was man dabei bestätigen muss, was Deutsche über Spanien haben. Also ich weiß nicht, das hat mich einfach interessiert, weil da liegt so eine Spannung dazwischen. Und auch die Leute, mit denen ich da zusammen gearbeitet habe, die waren sehr, sehr interessant. Die meisten sind halt zwischen zwei Kulturen aufgewachsen und verkörpern praktisch diese Interkultur. Von solchen Erfahrungen kann man, also von praktischer Erfahrung kann man einfach auch viel für das Studium lernen“ (Melanie, Universität Leipzig, 10. Semester). Melanie hat ihr Praktikum bei einer deutschsprachigen Zeitung in Spanien aus gleich drei unterschiedlichen Motivationen absolviert: Es ließ sich in ihren Studienplan integrieren, sie wollte ihr gelerntes Wissen anwenden und Netzwerke aufbauen. Wenn Praktika tatsächlich in das Studium integriert sein sollen, dann kommt Melanies Darstellung ihres Praktikums einer Idealvorstellung nahe: Beides, Studium und Praktikum, befruchten sich wechselseitig. Das Studium ermöglicht eine sinnvolle Wahl des Praktikums und von ihren praktischen Erfahrungen lernt sie für das Studium.*

Die Konsequenzen für das Studium müssen aber nicht unbedingt positiv sein. So kann das Praktikum mangelnde Anerkennung durch die Universität kompensieren. In der bereits erwähnten Hamburger Untersuchung sahen sich 46% der befragten Studierenden durch das Praktikum in ihrem Können bestätigt und nur 6% verunsichert: „Der Aspekt der ‚Bestätigung des eigenen Könnens‘ ist für die Schaffung des Selbstvertrauens, das für eine erfolgreiche Bewerbung unbedingt erforderlich ist, von herausragender Bedeutung, da entsprechende Erfahrungen an der Universität kaum gemacht werden“ (Butz 1999: 230). Positive Praktikumserfahrungen können wiederum demotivierend auf das (wieder aufzunehmende) Studium wirken: *„Als ich von Spanien heim bin, da hatte ich erst einmal einen Hänger, so einen Monat lang. Weil mir die Aufgabe gefehlt hat. Also ich habe als Journalistin Praktikum gemacht in Spanien und war von früh bis abends unterwegs, und das ist dann auf einmal wieder weggefallen. Man kam sich so nutzlos vor. Ich weiß nicht. Also zu dem Zeitpunkt hätte ich mir dann schon gewünscht: Oh wär das schön, wenn man jetzt schon den Abschluss hätte, und wenn du arbeiten könntest und so, aber naja“* (Melanie, Universität Leipzig, 10. Semester). Die Beziehung zwischen Studium und Praktikum ist alles andere als eindeutig. Selbst Melanie, die im Praktikum auch viel für ihr Studium gelernt hat, hat große Probleme, nach dem Praktikum wieder in ihr Studium zurück zu finden. Die Konsequenzen des Praktikums sind für Melanie weder eindeutig positiv noch eindeutig negativ.

2.5 Motivationen

So verschieden das Praktikum erfahren wird, so differenziert kann auch die Motivation für das Praktikum sein. Für die interviewten Studierenden der EBS und der WHU sind die im Studium vorgesehenen Praktika vorrangig eine Strategie, mit der sie gezielt ihre Karriereplanung verfolgen können – was allerdings inhaltliche Ansprüche an das Praktikum nicht ausschließen muss: *„Jetzt gehe ich zu einer Private Equity Gesellschaft, einer Beteiligungsgesellschaft, nach London. Also ich habe jetzt überlegt, oder mir vorher die Frage gestellt, was ich später machen möchte. Und dann also über Beteiligungsgesellschaften gelesen und die Debatte darüber. Und habe mich dann ein bisschen näher damit befasst und habe eigentlich einen Aufgabenbereich, ziemlich vielseitig, und dann so ein bisschen unternehmerische Aspekte. Dass man Unternehmen kauft und Wachstum fördert. Und das fand ich unheimlich reizvoll. Und hab mich dann damit näher befasst. Die Tätigkeiten, also das ist ja sehr wenig in der Presse, also was wir wirklich machen“* (Christian, EBS, 4. Semester). Bereits im vierten Semester, ein Jahr vor seinem Bachelorabschluss, beginnt Christian mit der Vorbereitung seines Berufseinstiegs. Er klärt seine Karrierevorstellungen, informiert sich und wählt auf dieser Grundlage sein Praktikum aus. Für

Christian ist das Praktikum eindeutig auf die berufliche Zukunft bezogen: Es ist eine Strategie, um bereits während des Studiums die spätere berufliche Tätigkeit kennenzulernen bzw. tatsächlich auszuüben. Dabei scheint das Praktikum weniger eine Such- oder Schnupperfunktion zu erfüllen – dass er im Private Equity Bereich arbeiten wird, stellt Christian nicht als offene Frage dar. Das Praktikum dient so der gezielten Aneignung von Praxiserfahrung für den späteren Job.

Für Nina soll das Praktikum ihrem Lebenslauf nutzen, zugleich aber auch ihren Freizeitansprüchen genügen: *„Und jetzt mache ich mein letztes Praktikum. Zwölf Wochen. Das ist ganz cool, weil ich habe halt gesagt, okay, ich mache jetzt einmal was Richtiges, irgendwo auch Krasses, mit dem Anspruch, ich bewerbe mich bei krassen Firmen auch mit meinem ‚C‘ und gucke, ob ich irgendwo reinkommen kann. Und war aber nicht so begeistert, das letztendlich für zwölf Wochen machen zu müssen im Sommer und so. Und dann habe ich was gefunden, was für mich halt perfekt war, weil BMW macht auf Sardinien und Mallorca und an der Algarve so Programme, wo die so in ihrem Luxuskunden-Segment Fahrten in ihren Luxus Schlitten verkaufen oder auch teilweise kostenlos anbieten. Das nennt sich fine driving. Und da macht man halt Kundenbetreuung. Also man ist dann die Verantwortliche in dem Hotel, die die Leute ansprechen können, wenn sie diese Fahrt machen und so. Und man erfasst die Kundendaten und was auch immer. Und hat halt so ein Hotel zur Betreuung praktisch den Sommer über“* (Nina, EBS, 4. Semester).

Zwölf Wochen im Sommer in einer Unternehmensberatung oder Investmentbank, wie es an der EBS typisch ist – diese Vorstellung war für Nina nicht attraktiv. Das Praktikum eröffnet für sie die Möglichkeit, beides – Freizeitansprüche und Lebenslauf – zu verbinden. Besonders bei Auslandspraktika wird so der Ort zu einem wichtigen Faktor; neben der Arbeit soll auch Urlaub und Entspannung möglich sein. Für die Studierenden der Humanmedizin, die Egloff zum Zusammenhang von Studium und Praktikum interviewt hat, ist ein Auslandsaufenthalt im Rahmen der Famulaturen fast selbstverständlich. Die Wahl des Praktikumsortes hängt dabei auch von nicht-fachlichen Motiven ab, wie z. B. der Attraktivität des Urlaubsziels (Egloff 2002: 253). Nicht vergessen werden darf allerdings, dass Studierende nur über unregelmäßige Urlaubszeiten verfügen – die vorlesungsfreie Zeit zwischen den Semestern dauert zwar zwei bis drei Monate, doch müssen die Studierenden auch Hausarbeiten schreiben, Geld verdienen und eben Praktika absolvieren. ‚Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen‘ – so könnte deswegen die wichtigste Anforderung an die Selbstorganisation der Studierenden heißen, wenn es um Praktika geht. Denn das Praktikum ist für die Studierenden keine isolierte berufsqualifizierende Maßnahme, sondern muss immer mit der jeweiligen Lebenssituation abgestimmt werden.

Frage: „Hast Du auch noch weitere Praktika während Deines Studiums gemacht?“ – Melanie: „Ich habe ein Praktikum bei der FDP gemacht. Aber nicht unbedingt aus politischer Überzeugung heraus, sondern einfach weil sich's angeboten hat und weil es sehr interessant klang. Also es war auch Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Und das war von der Pressestelle der FDP in Thüringen. Ich habe mich damals dafür entschieden, das zu machen, weil als ich noch in Spanien war, wollte ich mir eigentlich noch ein Praktikum in Spanien suchen. Das war aber sehr schwierig, weil die meisten spanischen Unternehmer nicht wirklich wissen, was ein Praktikum ist. Also die konnten das nicht verstehen, dass ich da jetzt umsonst arbeite und einfach nur was lernen will. Und ich wollte gern was in Spanien machen, und das hat aber nicht funktioniert und ich war aber noch in Spanien und konnte mir deshalb in Deutschland nur über Internet irgendwas suchen, und da hatte sich das gerade angeboten. Da ist gerade was frei geworden und da habe ich gesagt: Gut, mache ich das halt zwei Monate und lass das dann als Praktikum für Politik anrechnen. Und es hat mir aber auch weitergeholfen. Also ich konnte da in der Zeitung mitschreiben. Und ich konnte Pressearbeit machen, was mich auch sehr interessiert hat, was ich vorher gar nicht wusste, dass es mich interessiert, aber dann bin halt auch dazu gekommen, ein bisschen für Zeitungen und so zu schreiben. Ja ich konnte Pressemitteilungen schreiben. Also ich konnte da selbstständig arbeiten, weil wir nur vier Leute waren und wir hatten jeden Morgen Besprechung. Also das Arbeitsklima war sehr nett. Morgens um 10 gabs halt immer Kaffeerunde mit Besprechung und dann wurde gesagt, wer was beschafft hat, wer welche Kampagne leitet und was man darunter verstehen kann, wie weit die Inhalte binden und so. Und es war auch nett, weil alle so jung waren“ (Melanie, Universität Leipzig, 10. Semester).

Wie Melanie das Praktikum bei der FDP selbst organisiert hat, ist eine Empowerment-Geschichte. Auftretende Probleme werden als Herausforderungen gedeutet, die pragmatisches Handeln erfordern.¹⁴ Keine Praktikumsmöglichkeiten in Spanien – Melanie orientiert sich um und sucht kurzfristig in Deutschland. Räumliche Distanz zum Praktikumsanbieter – Melanie organisiert sich ihren Praktikumsplatz virtuell. Inhaltliche Ansprüche treten dabei in den Hintergrund. Melanies Handeln ist darauf ausgerichtet, überhaupt noch einen Praktikumsplatz zu bekommen. Aus dieser pragmatischen Perspektive spricht zunächst für das Praktikum, dass sie es in den Studienplan integrieren kann („für Politik anrechnen“). Ungeachtet dieser pragmatischen Herangehensweise bedeutet das Praktikum für Melanie aber die Aneignung wertvoller Praxiserfahrungen; es unterstützt ihre Karriere-

¹⁴ Empowerment ist ein Konzept, das gesellschaftliche Problemlagen individualisiert, indem es Selbstverantwortung einfordert; es soll „lähmende Ohnmachtsgefühle überwinden. Im Vordergrund steht nicht die Lösung von Problemen, sondern die Förderung der Problemlösungskompetenz“ (Bröckling 2003: 328).

planung, stärkt ihre Selbstverantwortung und fördert ihre Sozialkompetenz. Unterschiedliche Motivationen, vielfältige Erfahrungen während des Praktikums und der Umstand, dass Lernerfahrungen erst ex post realisiert werden, machen das Praktikum zu einer mehrdeutigen Angelegenheit für Studierende.

Individuelle Ansprüche und die Lebenssituation können Praktika auch ausschließen. – Frage: *„Was muss man denn neben dem Studium noch machen, um erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt zu sein?“* – Guido: *„Na klar, ich glaube, Praktika sind schon hilfreich, weil das, was ich beschrieben habe, dass man wenig an Fallbeispielen oder wenig an Projekten arbeitet an der Uni, was man dann in Praktika aufholen, erlernen kann. Und ich weiß auch nicht, warum ich nie auf die Idee kam, Praktika zu machen. Man macht's ja meistens so in den Sommersemesterferien, wo man dann drei Monate Zeit hat vielleicht. Und ich hatte aber diesen Nebenjob, wo ich immer im Ausland sein konnte. Wo sie mich immer angerufen haben, hey, willst du nicht vier Wochen in den Senegal? Willst du nicht vier Wochen nach Tunesien? Und das fand ich dann viel interessanter, da meine Semesterferien zu verbringen. Insofern kam ich dann nie auf die Idee, ein Praktikum zu machen“* (Guido, Technische Universität Berlin, 17. Semester).

Guido hat seine Prioritäten anders gesetzt. Durch seinen Nebenjob als Tennislehrer in Ferienanlagen hat er auch ohne Praktikum (oder Auslandsstudium) die Möglichkeit zu verreisen. Diese Option ist für Guido attraktiver als Praktika zu absolvieren – auch wenn Praktika prinzipiell sinnvoll seien. Guido macht keine Praktika, sondern arbeitet neben dem Studium, um sich zu finanzieren – und sich beruflich zu qualifizieren: *„Also ich habe im Prinzip zwei Jobs. Zum einen habe ich den Job in der ‚Kaufbar‘. Das dient eigentlich nur zum Teil meiner Finanzierung, weil in der Bar kann man ja nicht so viel verdienen, dass man davon richtig leben kann. Ja, das ist im Prinzip, um meine Fixkosten zu decken. Und vor allem aber auch, das ist im Prinzip Freizeit für mich. Ich arbeite hier, ich treffe hier Leute und, ja, das ist eigentlich mehr Privatleben als Arbeit für mich, das empfinde ich zumindest nicht wirklich, ich empfinde es nicht als Arbeit hier, sondern das ist Spaß. Und dann gibt's einen anderen Job, den ich mache. Das ist so eine freie Mitarbeit in der Marktforschung. Das ist wirklich mehr in Richtung, um mich auch beruflich irgendwie zu qualifizieren, beruflich weiter zu bilden. Und da mache ich, da lerne ich viel über Auswertung, wie man Studien entwickelt, wie man einen Fragebogen entwickelt“* (Guido, Technische Universität Berlin, 17. Semester). Berufliche Qualifizierung, finanzielle Zwänge, Arbeit und Freizeit überschneiden sich bei Guido; seine Aktivitäten lassen sich keinem Bereich eindeutig zuordnen, sondern sind Teil eines komplexen Arrangements, in dem kein Platz für Praktika

ist.¹⁵ Praxiserfahrung sammelt Guido im Nebenjob. Praktika sind somit nicht für alle Studierenden eine sinnvolle Strategie.

3 Fazit

In ihrer Qualifizierungspraxis erfüllen Studierende nicht nur bereits Anforderungen des Arbeitsmarktes, sondern gehen auch in vielfältiger Weise über das Praktikum hinaus. Weder ist das Praktikum lediglich eine berufsqualifizierende Angelegenheit noch beschränkt sich die Aneignung von Kompetenzen auf das Praktikum. Das Praktikum kann der beruflichen Qualifizierung und der Karriereplanung dienen; es kann die Trennung zwischen Studium und Praxis kompensieren, aber auch verstärken; es kann den Lebenslauf optimieren; es kann einen Auslandsaufenthalt ermöglichen; es kann vorrangig von individuellen Ansprüchen wie z. B. Urlaubsplänen bestimmt sein; es kann ‚stören‘ und es kann durch individuelle Prioritäten ganz verhindert werden. Ebenso differenziert nehmen die Studierenden den Wert des Praktikums wahr: Dieser reicht von inhaltlichen Lernprozessen über Anerkennung durch die Unternehmen bis zur instrumentell motivierten ‚Zeile im Lebenslauf‘. Die Praktikumserfahrungen sind weder eindeutig positiv noch eindeutig negativ; die Bewertung kann sich ex post ändern und ist auch abhängig davon, wie der Wechsel zwischen Studium und Arbeitswelt erfahren wird.

Diese qualitative Analyse der studentischen Qualifizierungspraxis zeigt, dass Employability nur als normative Anforderung formuliert, was schon längst studentische Praxis ist: dass Studierende sich selbständig für den Arbeitsmarkt qualifizieren. Schon die Organisation des Praktikums erfordert jene Eigeninitiative und Selbständigkeit, die von den Studierenden als künftigen Arbeitskraftunternehmern erwartet wird: Praktikummöglichkeiten müssen recherchiert, Netzwerke genutzt, Bewerbungen geschrieben, Unterkunft und Finanzierung gesichert werden, auch wenn das Praktikum wie an der European Business School und der Wissenschaftlichen Hochschule für Unternehmensführung fest in den Studienplan integriert ist. Im Einklang mit dem Employability-Konzept ist es zudem

¹⁵ Dem entspricht ein pragmatisches Deutungsmuster des Verhältnisses zwischen Studium und Praktikum. Solche Studierenden „sind verwoben in komplexe Alltagsrealitäten. Eingekeilt zwischen Studium (manchmal gar Doppelstudium), Job bzw. Beruf, Familie und Freizeitaktivitäten aller Art, müssen sie sehr viel organisatorische Geschicklichkeit an den Tag legen und ein strenges Zeitmanagement einhalten, um ihren vielgestaltigen und teilweise recht komplizierten Lebensalltag zu meistern. Es handelt sich dabei weitestgehend um den Typ des postmodernen Studierenden, von dem angenommen wird, dass er zunehmend häufiger an den Hochschulen anzutreffen ist und für den das Studium nicht Zentrum seines Daseins ist, sondern als ein relevanter Bestandteil der Lebenswirklichkeit gleichberechtigt neben anderen steht“ (Egloff 2002: 262).

für die interviewten Studierenden selbstverständlich, dass das Fachstudium allein nicht den Beschäftigungserfolg garantiert. Deswegen versuchen sie, Anforderungen des Arbeitsmarktes zu antizipieren und durch Praktika zu erfüllen. Besonders für die interviewten Studierenden an öffentlichen Universitäten sind diese Anforderungen undurchsichtig und Praktika eine Strategie, Unsicherheit über die berufliche Qualifizierung und damit ihre berufliche Zukunft zu reduzieren.

Employability setzt aber gerade Unsicherheit voraus, die auch durch die selbständigen Qualifizierungsanstrengungen der Studierenden nicht aufgelöst werden kann. Die Diskussion um die ‚Generation Praktikum‘ zeigt, dass Praktika im Lebenslauf nicht automatisch die Beschäftigungschancen verbessern. Employability legitimiert eine bislang informelle studentische Praxis, die nun fester Bestandteil des Hochschulstudiums sein soll. Dabei ändert das Studienziel Employability nichts an den Voraussetzungen dieser Praxis: Undurchsichtige Anforderungen des Arbeitsmarktes und Unsicherheit über die berufliche Zukunft lassen sich nicht durch Reformen der Studienorganisation lösen. Sehr wohl aber kann das Studium die Selbständigkeit und Eigeninitiative der Studierenden fördern.

Eine Variante ist die straffe Organisation der Qualifizierungspraxis wie an der EBS und der WHU. An den Business Schools, die zudem Studiengebühren verlangen, ist das Studium eindeutig auf die berufliche Karriere bezogen; Praktika haben ihren festen Platz im Studienverlauf und in der Karriereplanung der interviewten Studierenden. Karrierewege unterscheiden sich aber nach Fächern; und unter den Bedingungen der ‚Massenuniversität‘ ist die berufliche Karriere nicht in dem Maße planbar, wie an den beiden privaten Business Schools.¹⁶ Die Praxis der interviewten Studierenden zeigt vielmehr, dass sie vor zu starker Regulierung geschützt werden müsste. Anstatt Employability einheitlich in Form von Kompetenzkatalogen, Schlüsselqualifikations-Modulen und Pflichtpraktika zu verordnen, sollte die Vielfalt studentischer Praxis Ausgangspunkt von Reformen sein. Individuelle Lernprozesse, wie sie für Melanies Praktikumserfahrungen charakteristisch sind, soziales Engagement, das für Lisa selbstverständlicher Bestandteil ihres Studienalltags ist, Lebenssituationen, in der sich wie für Guido Studium, Freizeit, berufliche Qualifizierung und Erwerbstätigkeit verschränken, benötigen Handlungsräume, die geschützt werden müssen, wenn Studierende auch künftig beschäftigungsfähig sein sollen.

¹⁶ Das betrifft vor allem den Zugang zu Netzwerken, den die EBS und die WHU ihren Studierenden bieten und die den Beschäftigungserfolg ebenso wie ein vergleichsweise hohes Einstiegsgehalt nach Studienabschluss garantieren.

Solche individuellen *learning pathways* zu ermöglichen ist unter dem Stichwort lebenslanges Lernen ebenfalls ein Grundgedanke der europäischen Studienreformen.

Literatur

Bargel, Tino; Multrus, Frank; Ramm, Michael (2005): Studiensituation und studentische Orientierungen. 9. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen. http://www.bmbf.de/pub/studiensituation_und_studentische_orientierungen_2005.pdf#search=%22studierendensurvey%22 (letzter Zugriff am 26.09.06)

Blancke, Susanne; Roth, Christian; Schmid, Josef (2000): Employability („Beschäftigungsfähigkeit“) als Herausforderung für den Arbeitsmarkt. Auf dem Weg zur flexiblen Erwerbsgesellschaft. Stuttgart: Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg

Brendel, Sabine; Metz-Göckel, Sigrid (2001): Das Studium ist schon Hauptsache, aber ... Maschinenbau, Wirtschafts- und Erziehungswissenschaften aus Sicht von Studierenden einer Universität und einer Fachhochschule im Revier. Bielefeld: Kleine Verlag

Bröckling, Ulrich (2003): You are not responsible for being down, but you are responsible for getting up. Über Empowerment. In: Leviathan 31,3/2003, S. 323–344

Bürger, Sandra; Teichler, Ulrich (2004): Besondere Komponenten der Studiengangsentwicklung. Zur berufsstrategischen Gestaltung von Studiengängen. In: Benz, Winfried u. a. (Hg.): Handbuch Qualität in Studium und Lehre. Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen. Stuttgart: Raabe, S. E 3.1

Butz, Bert (1999): Praktika in sozialwissenschaftlichen Studiengängen. Ergebnisse einer Umfrage zum Praktikumsverhalten am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (SUB) 3/1999, S. 217–238

Chur, Dietmar (2005): Eckpunkte für die Vermittlung fachübergreifender Schlüsselkompetenzen in gestuften Studiengängen: Das Heidelberger Modell der (Aus-)Bildungsqualität. In: HRK (Hg.): Hochschulen entwickeln, Qualität managen: Studierende als Mittel(punkt). Bonn: HRK, S. 126–140

Egloff, Birte (2002): Praktikum und Studium. Diplom-Pädagogik und Humanmedizin zwischen Studium, Beruf, Biographie und Lebenswelt. Opladen: Leske + Budrich

Kleemann, Frank; Matuschek, Ingo; Voß, Günter (2003): Subjektivierung von Arbeit – Ein Überblick zum Stand der Diskussion. In: Moldaschl, Manfred/Voß, Günter (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München u. Mering: Rainer Hampp Verlag, S. 57–114

Knauf, Helen (2003): Das Konzept der Schlüsselqualifikationen und seine Bedeutung für die Hochschule. Einführung in das Thema. In: dies./Knauf, Marcus (Hg.): Schlüsselqualifi-

fikationen praktisch. Veranstaltungen zur Förderung überfachlicher Qualifikationen an deutschen Hochschulen. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag, S. 11–29

Krawietz, Marian; Müßig-Trapp, Peter; Willige, Janka (2006): Praktika im Studium. https://hisbus.his.de/hisbus/docs/Praktika_im_Studium_09.06.pdf (letzter Zugriff am 9.1.07)

Lenhardt, Gero (2005): Hochschulen in Deutschland und in den USA. Deutsche Hochschulpolitik in der Isolation. Wiesbaden: VS Verlag

Longman (1987): Dictionary of Contemporary English. Berlin und München: Langenscheidt

Lüdtke, Alf (1991): Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis. In: ders. (Hg.): Herrschaft als soziale Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9–63

Lüdtke, Alf (1994): Stofflichkeit, Macht–Lust und Reiz der Oberflächen. Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte. In: Schulze, Winfried (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro–Historie. Eine Diskussion. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 65–80

Minks, Karl-Heinz; Briedis, Kolja (2004): Der Bachelor als Spunzbrett? Ergebnisse der ersten bundesweiten Befragung von Bachelorabsolventen. Teil II: Der Verbleib nach Bachelorstudium. Hannover: HIS

Pletl, Renate; Schindler, Götz (2007): Umsetzung des Bologna-Prozesses. Modularisierung, Kompetenzentwicklung, Employability. In: Das Hochschulwesen 2/2007, S. 34–38

Voß, Günter (2001): Auf dem Weg zum Individualberuf? Zur Beruflichkeit des Arbeitskraftunternehmers. In: Kurtz, Thomas (Hg.): Aspekte des Berufs in der Moderne. Opladen: Leske und Budrich, S. 287–314

Voß, Günter; Pongratz, Hans (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1/1998, S. 131–158

Witzel, Andreas (1995): Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, Rainer/Böttger, Andreas (Hg.): Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 49–75

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Forum Qualitative Sozialforschung 1 (1). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm> (letzter Zugriff am 18.10.05)

Yorke, Mantz (2004): Employability in Higher Education: what it is – what it is not. http://www.heacademy.ac.uk/assets/York/documents/ourwork/tla/employability/id116_employability_in_higher_education_336.pdf (letzter Zugriff am 21.7.07)

Yorke, Mantz (2006): Employability in Higher Education. In: Froment, Eric (Hg.): EUA Bologna Handbook: Making Bologna Work. Stuttgart: Raabe, S. B 1.4-1

Zaugg, Rolf (2004): Die Operationalisierung von Kompetenzkonzepten in der Studiengangsentwicklung. Von abstrakten Kompetenz-Deskriptoren zum konkreten Studiengangprofil. In: Benz, Winfried u. a. (Hg.): Handbuch Qualität in Studium und Lehre. Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen. Stuttgart: Raabe, S. E 5.3

Roland Bloch ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) Wittenberg

Anschrift des Verfassers:

Roland Bloch
HoF Wittenberg
Institut für Hochschulforschung
Collegienstraße 62
06886 Lutherstadt Wittenberg
E-Mail: roland.bloch@hof.uni-halle.de